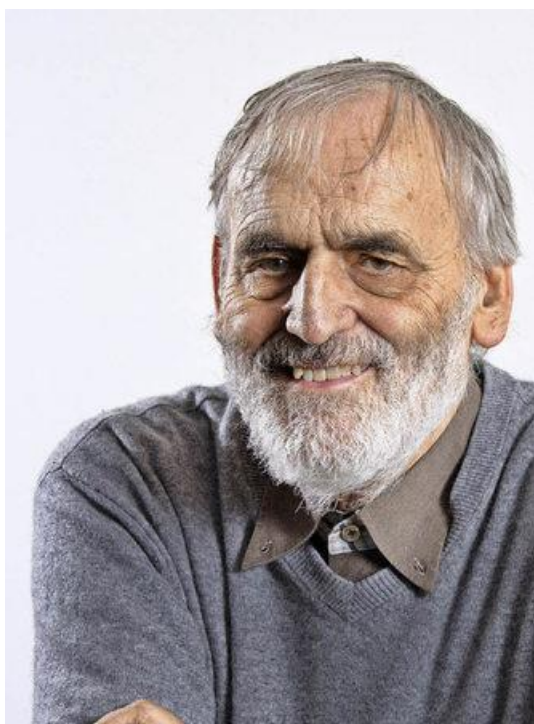


Das Geräusch in den Adelsstand erhoben

Von protestantischer Kompromisslosigkeit geprägt: Zum 80. Geburtstag des Komponisten Helmut Lachenmann.



Helmut Lachenmann Foto: dpa

"Schlimm genug, dass man einer weithin gleichgültigen Öffentlichkeit klar machen muss, welch irreparablen Schaden die Durchsetzung des Fusions-Vorhabens bedeuten würde", schrieb Helmut Lachenmann vor gut drei Jahren in einem Gastbeitrag für die Badische Zeitung, um deutlich zu machen, was er von der (damals noch nicht beschlossenen) Fusion der beiden SWR-Sinfonieorchester aus Freiburg und Stuttgart hielt. Die Wut – er konnte sie nicht verbergen in diesen Zeilen, die im Übrigen auch nichts ändern sollten am Vorhaben der Intendanz. Gleichgültigkeit und Lauheit hat der Komponist immer verabscheut. Sonst hätte er vermutlich nie solche Musik schreiben können.

Als Lachenmann 1997 mit dem Ernst-von-Siemens-Musikpreis ausgezeichnet wurde, dem "Nobelpreis der Musik", beschrieb ihn sein Kollege Wolfgang Rihm in der Laudatio: "Seine künstlerische Physiognomie steht heute fest umrissen vor uns, weil er in keiner Weise die vorgeprägten Vorstellungen von dem, was Musik zu sein habe, bedient hat. Noch weniger hat er die gängigen Erwartungen an Neue Musik eingelöst. Trotzdem bleibt er dem Ideal abendländischen Komponierens treu und einem emphatischen Begriff des Neuen in der Musik verbunden wie kaum ein zweiter." Besser kann man in solch pointierter Kürze kaum ausdrücken, was Lachenmann ausmacht: ein Tonsetzer aus Nachkriegsdeutschland, für den das Paradoxon gilt, dass der Bruch mit der Tradition gleichbedeutend ist mit dem Anknüpfen an diese.

Deshalb ist Lachenmann ein wichtiger Lehrmeister gewesen, gerade für die mittlere Nachkriegsgeneration, die nach der Dominanz der Darmstädter Serialisten nach neuer Orientierung suchte. Er hat sie gelehrt, dass man alte Schläuche mit neuem Wein füllen kann, durch Veränderung und Erweiterung des musikalischen Materials und den damit verbundenen Zwang, die Hörgewohnheiten zu verändern. Da wären die Ästhetik der Verweigerung zu nennen, der Prozess des "Abtastens" (Lachenmann) des Materials. In seiner "Tanzsuite mit Deutschlandlied" (1979/80) wird man vergeblich nach platten Zitaten von Haydns Hymne suchen. In seinem Streichquartett "Gran Torso" (1971/ rev.1978) ist die Musik fast nur als Schatten wahrnehmbar, als Geräuschhohlspegel des bürgerlichen Erwartungshorizonts. Lachenmann hat das Geräusch in den musikalischen Adelsstand gehoben. Man tut nicht verkehrt daran, in der Kompositionsweise des Schülers von Nono und Stockhausen eine protestantische Haltung zu sehen – Lachenmann stammt aus einer Stuttgarter Pfarrersfamilie. Sein Komponieren war immer Ausdruck eines "Hier stehe ich, ich kann nicht anders", einer Überzeugung, die Widerstände provoziert und auf diese kompromisslos antwortet. Wobei der Skandal, der Lachenmann lange begleitete, Geschichte ist. Heute gilt er als Klassiker, der der Neuen Musik den Weg aus den Dogmen der Nachkriegszeit gewiesen hat. Merkwürdig, sagte eine Kollegin vor kurzem: Mit jedem neuen Hören haben sie Lachenmanns berühmtestes Werk, die Oper "Das Mädchen und die Schwefelhölzer", als "tonaler" empfunden. Die Resonanzräume des Schwaben, der am 27. November seinen 80. Geburtstag feiert, schwingen selbstverständlicher in uns. Man sollte am besten Helmut Lachenmann selbst fragen, ob das gut so ist.

Am 30. November, 21 Uhr, findet im E-Werk Freiburg ein SWR-Konzert für Lachenmann statt. Danach: der Komponist im Gespräch.

von Alexander Dick, veröffentlicht in der Badischen Zeitung vom 26.11.2015